Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 56 (1985)

Heft: 11

Artikel: Mit den Erziehern und Leitern von Heimen im Gespräch : Heimerziehung auf neuen Wegen

Autor: Simmen, René / Dietrich, Albin / Giambarba, Alessandra

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-811770

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mit den Erziehern und Leitern von Heimen im Gespräch

Heimerziehung auf neuen Wegen

Von René Simmen, Albin Dietrich, Alessandra Giambarba, Othmar Karrer *

Einleitung

In der Schweiz hat sich eine recht bunte und vielfältige Heimlandschaft herausgebildet. Neben den meist älteren, traditionelleren Heimen haben sich in der letzten Zeit immer mehr Institutionen etabliert, die in irgend einer Weise versuchen, einen eigenständigen, unkonventionellen Weg zu gehen. Ihre Eigenarten können sich in unterschiedlicher Art und Weise äussern: In einem speziellen Verständnis der Rolle und Aufgabe der Erzieher und Leiter, in der besonderen Organisation des Zusammenlebens und -wohnens, oder auch im Umgang mit den Eltern und dem weiteren sozialen Umfeld.

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, einen Eindruck der unterschiedlichen Anliegen und Erfahrungen der Beteiligten wiederzugeben. In diesem Sinne ist sie eine Art Fortsetzung oder Erweiterung zu dem in dieser Zeitschrift erschienenen ersten Teil der Gesprächsreihe mit Erziehern und Leitern von Heimen (1), in dem vor allem Vertreter herkömmlicher Institutionen zu Wort kamen. Damals wie jetzt, das sei betont, geht es uns nicht um eine Kritik oder Bewertung. Ebensowenig sollen die folgenden Beispiele dafür stehen, wie «es besser gemacht werden kann». Uns geht es vielmehr um einen Gedanken – und Erfahrungsaustausch unter den direkt Beteiligten (Eltern, Erzieher und Leiter) und weiteren, an der Heimerziehung interessierten Kreisen (Trägerschaften, Behörden, Politiker, Kirchen usw.).

Mit der Darstellung sogenannt «alternativer» Institutionen soll die erwähnte Vielfalt illustriert werden, die wir, wie die Vertreter der betreffenden Heime selbst, als Bereicherung und Ergänzung verstehen. Letztlich kann gerade diese Vielfalt dazu dienen, durch eine sorgfältige Abklärung und Auswahl für jeden Behinderten einen optimalen Platz zu finden.

Keineswegs erhebt die Darstellung einen Anspruch auf Vollständigkeit oder Allgemeingültigkeit. Auch diesmal handelt es sich um eine recht zufällige Auswahl von Heimen, die sich alle spontan zu einem Gespräch bereit erklärt haben. Für die freundliche, teils fast «familiäre» Aufnahme durch die betreffenden Mitarbeiter möchten wir uns herzlich bedanken (2).

Damit sich der Leser ein besseres Bild über die Gesprächsinhalte machen kann, werden die Fragen zu den einzelnen Themenbereichen, die uns als gemeinsame Diskussionsgrundlage dienten, jeweils aufgeführt (3). Zum Teil handelt es sich um recht weitläufige Themen. Aus Platzgründen beschränken wir uns hier auf eine Zusammenfassung und Auswahl der wichtigsten Inhalte.

1. Fragebereich: Das Besondere Ihres Heimes

- Es ist uns aufgefallen, dass Ihr Heim im Bereich . . .(4) eine besondere Lösung anstrebt, einen etwas anderen Weg geht als viele andere Heime.
- Wie sehen *Sie* das?
- Können Sie uns etwas darüber sagen, wie es zu diesem Konzept gekommen ist?
- Welche Erwartungen und Ziele haben Sie daran geknüpft?
- Wie lange haben Sie schon Erfahrungen damit? Ist das eingetroffen, was Sie sich erhofft haben? Haben sich Ihre Ziele und Erwartungen mit zunehmender Erfahrung verändert?

Sozial Pädagogische Gemeinschaften (SPG) für normal begabte, sozial benachteiligte und/oder verhaltensgestörte, fremdplazierungsbedürftige Kinder und Jugendliche.

In vier verschiedenen Gemeinden bestehen 3 Gemeinschaften für Kinder und eine Schulentlassenengemeinschaft mit jeweils 6 bis 8 Kindern und Jugendlichen und je 2 bis 3 Betreuer.

Obwohl die Sozial Pädagogischen Gemeinschaften nach innen, in organisatorischen und finanziellen Belangen, wie ein herkömmliches Heim strukturiert sind, sind sie nach aussen gar nicht als ein eigentliches Heim erkennbar. Einerseits gibt es eine zentrale Leitung und Verwaltung, andererseits liegt das Besondere dieser Institution in der

---

* Unter der Mitarbeit von: Martin Baumgartner, Annemarie Ritter, Maria Saurma, Kuno Spirig, Richard Trede und Gisela Wyss.

1 VSA (1984), 11, 543–549.

2 Die Gespräche wurden durchgeführt von Teilnehmern (Lizentianden) des Seminars über ein systemisches Modell der stationären Behindertenarbeit am Heilpädagogischen Institut der Universität Freiburg. Auch ihnen gebührt für den grossen Einsatz und die freiwillige Mitarbeit vielen Dank.

3 Der Diskussionsleitfaden wurde vor der Durchführung der Gespräche den Beteiligten zugestellt. Als Grundlage für die vorliegende Arbeit dienten neben Notizen, Tonband- und Videoaufnahmen von den Heimbesuchen auch verschiedene schriftliche Unterlagen, die uns freundlicherweise überlassen wurden.

4 Kurzcharakterisierung der Besonderheit entsprechend dem jeweils besuchten Heim.

Dezentralisation der verschiedenen Wohngemeinschaften. So sind die besuchten drei Wohngruppen für die Kinder beispielsweise in der Dachwohnung eines Mehrfamilienhauses, in einem ehemaligen Pfarrhaus und in einem Bauernhaus in verschiedenen Gemeinden untergebracht.

Mit diesem Wohnkonzept werden verschiedene für die Sozial Pädagogischen Gemeinschaften wesentliche pädagogische Ziele verwirklicht. Das dezentrale Wohnen erlaubt eine bessere Integration der Kinder ins jeweilige Wohn- und Lebensgebiet. Die Kinder besuchen ausserdem alle die öffentlichen Schulen. Ein Stützunterricht wird durch die Institution organisiert und findet unter der Leitung eines Lehrers in den Wohngruppen statt. Die unterschiedlichen Wohnangebote ermöglichen zusätzlich eine individuelle Betreuung und Plazierung der Kinder je nach Herkunftsmilieu und schichtspezifischen Gewohnheiten.

Die Sozial Pädagogischen Gemeinschaften verstehen sich als Versuch, die Vorteile der konventionellen Heime mit denen der Pflegefamilie zu verbinden. Vom Heim wird neben der administrativen und organisatorischen Leitung das qualifizierte Personal und die Beratung der Mitarbeiter übernommen. Von den Pflegefamilien wird die individuelle Betreuung im kleinen Rahmen und die soziale Integration übrnommen. Eine Kombination, die sich nach Aussagen eines Wohngruppenleiters bisher bewährt hat.

Sechs *Heilpädagogische Grossfamilien (HPG)* – zwei davon wurden besucht – mit angeschlossener Sonderschule bilden gemeinsam einen Verein. Verteilt auf verschiedene kleinere Nachbargemeinden können die Heilpädagogischen Grossfamilien das Aufwachsen von zirka 30 Problemkindern mit psychiatrischen und Verhaltensstörungen (je 5 pro Grossfamilie) ermöglichen.

Noch einen Schritt weiter weg vom konventionellen Heim wird in den Heilpädagogischen Grossfamilien gegangen. Einziges Überbleibsel der zentralen, institutionalisierten Heimstruktur ist der gemeinsame «Trägerverein», der für die administrativen und die finanziellen Belange (Entlöhnung der Mitarbeiter) zuständig ist.

Im übrigen betrachten sich die Grossfamilien als ergänzende Betreuungsform zu den bestehenden Heimen, bei der Eigenständigkeit und Selbständigkeit gross geschrieben werden. Schon die Bezeichnung als «Heim» macht deshalb den Beteiligten verständlicherweise Mühe.

Das Hauptanliegen der HPG ist vielmehr das Zusammenleben der Leiterehepaare mit ihren Familien und den aufgenommenen Kindern in einer möglichst lebensgerechten Form. Es geht darum, *mit* den Kindern und nicht *für* die Kinder zu leben.

Das Ausmass der Institutionalisierung wird absichtlich möglichst gering gehalten: «Der Mensch hat immer über der Institution zu stehen.» Ein geschriebenes Konzept gibt es in den einzelnen Grossfamilien nicht. Entsprechend unterschiedlich haben sich die Familien je nach den speziellen Bedürfnissen und Eigenarten entwickelt. Das Verbindende ist die gemeinsame Idee und der Austausch von Erfahrungen in der Supervision.

Was die Heilpädagogischen von den herkömmlichen Pflegefamilien unterscheidet, ist die Tatsache, dass jeweils beide Elternteile über eine pädagogische Ausbildung verfügen und dass sich beide ganztags – also auch der Vater als «Hausmann» – der Rolle als Erzieher widmen. Es wird jedoch Wert darauf gelegt, dass dabei das professionelle Element in den Hintergrund tritt zugunsten eines individuellen Beziehungsangebots seitens der Eltern.

Familienorientiertes Schulheim für die Betreuung erziehungsschwieriger Knaben und Mädchen im Alter von 10 bis 16 Jahren. Bestandteile des Schulheimes sind 2 interne Erziehungsgruppen mit je 8 Kindern und 2 Erziehern und 4 Aussenwohngruppen in verschiedenen Gemeinden mit je 5 Kindern, die mit einem Erzieherpaar und dessen eigenen Kindern zusammenleben, dazu eine Sonderschule und ein Therapiezentrum.

Dezentralisiertes Wohnen ist demnach auch ein Teil des Konzeptes im familienorientierten Schulheim. Die Besonderheit äussert sich diesmal jedoch insbesondere in der Art des Einbezugs der leiblichen Eltern und der Herkunftsfamilien der Kinder.

Die Heimplazierung wird nur als Scheinlösung im Sinne einer vorübergehenden Massnahme gesehen und gilt nicht als Mittel, die Probleme wirklich zu lösen. Das Heim ist nicht eine Art «Reparaturwerkstätte», das die Kinder nach erfolgreicher Schadenbehebung «geheilt» entlässt. Eine Änderung ist nur dann zu erwarten, wenn sich in der Herkunftsfamilie selbst etwas ändert. Ziel ist und bleibt die Wiedereingliederung in ein verändertes, besseres Familienmilieu.

Dazu ist aber notwendigerweise die Bereitschaft der Eltern zur Mitarbeit erforderlich. Diese wird denn auch schon bei den Aufnahmegesprächen betont und vertraglich abgesichert. Begleitet wird der Heimaufenthalt des Kindes als Überbrückungsmassnahme durch eine intensive einzel- und familientherapeutische Arbeit nach dem systemischen Modell. Die systemische Familientherapie fasst eine Verhaltensstörung oder jede andere Behinderung nie als Problem des Kindes allein auf, sondern als eine Angelegenheit des gesamten Systems Familie. Das wird auch in der Haltung des Heimes den Eltern gegenüber zum Ausdruck gebracht.

Entsprechend diesem Verständnis definiert sich auch die Rolle der Erzieher. Sie sollen niemals zu einer Art Elternersatz werden. Das Kind ist in der Ursprungsfamilie verwurzelt und soll es auch bleiben. Was von den Erziehern verlangt wird, ist die Bereitschaft zur kritischen Reflexion ihres Verhaltens und ihrer Stellung als Teil des Systems während dem Heimaufenthalt des Kindes. Was die Erzieher zum Ausdruck bringen, und wozu sie fähig sein müssen, ist das, dass es möglich ist, für Probleme Lösungen zu finden und aus Fehlern lernen zu können.

Wohnheim für geistig- und körperbehinderte *Erwachsene* am Rande einer mittelgrossen Stadt. Neun in sich abgeschlossene Kleinwohnungen werden von geschlechts- und behinderungsdurchmischten 5er- bis 8er-Gruppen bewohnt. Jede Erwachsenengruppe wird von 2 bis 3 Erziehern betreut. Die Arbeits- und Beschäftigungsbereiche sind vom Wohnbereich örtlich und organisatorisch getrennt.

Die Stellung der Eltern taucht auch im Konzept des Wohnheims für Erwachsene als wesentlich und als Besonderheit wieder auf. Diesmal zeigt sich ihre Bedeutung vor

25 Jahre ans

Das vollständige System für Hygiene und Rehabilitation

SIC

Le système complet pour hygiène et réhabilitation

Baden *Baigner*	Duschen *Doucher*	Therapie *Thérapie*	Überführung *Transfert*
Hebewanne *Baignoire élévatrice*	Duschwagen *Chariot douche*	Hydrotherapie *Hydrothérapie*	Sitzlifter *Fauteuil élévateur*
Pflegewanne *Baignoire de soins*	Duschkabine *Cabine douche*	Elektrotherapie *Electrothérapie*	Liegelifter *Brancard élévateur*
Sitzwanne *Baignoire assise*	Duschpult *Tableau de commande douche*	Fangotherapie *Fango-thérapie*	Gehtrainingslifter *Déambulateur*
Säuglingspflege *Soins aux nouveaux-nés*	Kombipult *Tableau de commande*	Bewegungsbad *Baignoire thérapeutique*	Sicherheitsgriffe *Poignées de securité*

Die Bedürfnisse der Pflege sind vielfältig. Die beste Lösung ist öfters nur durch Kombination mehrerer System-Komponenten möglich.
Unsere Erfahrung und ein komplettes system-integriertes Produktsortiment befähigt uns zu umfassender und objektiver Beratung. Stellen Sie uns auf die Probe – wir freuen uns auf Ihre Anfrage.

Les besoins en soins sont multiples. Fréquemment la solution optimale consiste en une coordination adéquate de plusieurs systèmes.
Notre expérience et notre gamme complète de produits nous permettent de vous conseiller objectivement et intégralement. Mettez-nous à l'épreuve, nous réjouissons d'être à votre service.

SIC

SIC AG
Wartenbergstrasse 15
4020 Basel
Telex 62640
Telefon 061/419784

allem als Initianten und Träger des Heimes. Sowohl in der Trägerschaft, als auch der Betriebskommission und der Leitung sind sie «als dritte Kraft» oder «Gewerkschaft der Behinderten», wie sich der Heimleiter ausdrückte, präsent.

Entstanden aus der Sorge, was mit den Behinderten im Erwachsenenalter passiert, wurde das Wohnheim dem bestehenden Arbeitszentrum angegliedert, von diesem aber organisatorisch völlig unabhängig gestaltet. Die räumliche und organisatorische Trennung von Arbeits- und Wohnwelt gilt als bedeutender Beitrag gegen eine «Pantoffelinstitution», so der Heimleiter, wie auch die Gestaltung von Wohnmöglichkeiten, die den erwachsenen Bewohnern ein Höchstmass an Freiheit gewähren, ohne dabei diese selbst wie die Umwelt zu überfordern.

Das Angebot reicht deshalb vom Wohnheim bis hin – so im Endausbau beabsichtigt – zum selbständigen Wohnen in der eigenen Mietwohnung mit ambulanter Betreuung. Wie die Erfahrungen gezeigt haben, ist es notwendig, auch Zwischenstufen einzuschalten, beispielsweise durch das Einrichten einer Probe- oder Trainingswohnung im geschützten Wohnheim. Im Moment sind noch nicht alle Stufen verwirklicht, aber sowohl Träger als auch der Leiter des Heimes sind überzeugt, auf dem richtigen Weg zu sein.

Letztlich geht es um ein differenziertes und behutsames Realisieren des Normalisierungsprinzips, das heisst die Lebens-, Arbeits- und Wohnfelder der erwachsenen Behinderten so normal wie nur irgend möglich zu gestalten.

Kleines in sich abgeschlossenes *Behindertendorf* nach dem Beispiel der Camphill-Bewegung im Vorort einer Großstadt gelegen. 75 geistigbehinderte Erwachsene leben aufgeteilt in 12 Familien zusammen mit zirka 45 Mitarbeitern und dessen Kindern in 6 Gruppenhäusern. Angeschlossen sind noch weitere 8 Gebäude (Kirche, Ateliers, Bauernhof, Bäckerei usw.).

Im Behindertendorf, das sich ebenfalls der Betreuung und Förderung erwachsener Geistigbehinderter widmet, taucht wieder das Zusammenleben behinderter und nicht behinderter Menschen als Leitidee auf: «Wir, das heisst die Betreuer und Mitarbeiter, müssen unser Leben so einrichten, dass die behinderten Mitmenschen darin Platz finden, nicht umgekehrt», wird betont.

Konzeptuell und weltanschaulich fühlen sich die Mitarbeiter der Camphill-Bewegung verpflichtet, das heisst einem ganzheitlichen Denken und einer sozialen Ordnung, wie sie aus der Antroposophie erwächst. Diese Ausrichtung gilt sowohl für die Gestaltung des Zusammenlebens der Betreuerfamilien als auch für den Umgang mit den behinderten Dorfbewohnern, den «Dörflern».

In diesem Sinne bildet das Dorf, in dem insgesamt zirka 150 Leute wohnen, eine einzige Gemeinschaft, die sowohl geographisch als auch gesellschaftlich relativ abgeschieden lebt. Umgeben von einem ziemlich grossen Landwirtschaftsgebiet hat sich so mit der Zeit eine dörfliche Siedlung (zirka 17 Gebäude) entwickelt, die von aussen kaum als Heim erkennbar ist. Arbeit, Freizeit und Wohnen der Mitarbeiter und Behinderten sind im Dorf in einer Weise integriert, die am besten mit dem Begriff eines Soziotherapeutischen Konzeptes umschrieben werden kann. Damit soll den Beteiligten ein Höchstmass an individueller Entfaltung und Sinngebung ihres Daseins ermöglicht werden.

Verschiedene therapeutische Angebote, wie beispielsweise Klang und Musik, bewegte farbige Schatten, Eurhythmie, Theater usw., sind integrierte Bestandteile des heilpädagogischen Ansatzes, wie er in der Camphill-Bewegung verstanden wird.

2. Fragebereich: Die Wohn- und Lebensgemeinschaft

- Wie wirkt sich Ihr Konzept auf die Wohn- und Lebensbedingungen der Behinderten aus?
- Gibt es Besonderheiten, die Sie speziell auf das Konzept zurückführen? Wie bewerten Sie diese Auswirkungen (positive/negative Punkte)?
- Wie glauben Sie, dass der Behinderte das erlebt?
- Wirkt sich Ihr Konzept auf die Zusammensetzung der Behindertengruppe aus (Grösse / Art der Behinderung / Aufnahmekriterien)?
- Hat es Auswirkungen auf das Zusammenleben der ganzen Gemeinschaft?
- Glauben Sie, dass Ihr Konzept auch auf Menschen mit anderen Behinderungen anwendbar ist? Sehen Sie Grenzen?

Die genannten Besonderheiten aller besuchten Heime wirken sich naturgemäss sehr unterschiedlich auf das Zusammenleben der Behinderten und der Mitarbeiter aus. Deshalb sind denn auch in bezug auf die Wohn- und Lebensbedingungen zwischen den einzelnen Institutionen sowohl markante Unterschiede als auch Gemeinsamkeiten festzustellen.

Die Sozial Pädagogischen Gemeinschaften, die Heilpädagogischen Grossfamilien und das familienorientierte Schulheim haben beispielsweise einiges gemeinsam:

- Die Kinder sind im Schulalter, in der Regel normalbegabt, und es wurde bei ihnen eine schwere Verhaltensstörung diagnostiziert, die sie für das Leben im Elternhaus untragbar machte.
- Sie leben im Heim in stabilen, kleinen Gruppen, die relativ autonom und integriert in der Nachbarschaft sind und von zwei bis drei Erwachsenen geleitet werden.

Neben diesen Gemeinsamkeiten sind aber auch Unterschiede für die jeweiligen Lebensgemeinschaften von Bedeutung. Die Wohngruppen im Familienorientierten Schulheim verstehen sich als Sekundärgruppen oder Zusatzgruppen zur Primärgruppe «Familie». Durch das Leben in dieser Zusatzgruppe und durch die therapeutischen Hilfen für das Kind und seine Angehörigen wird die Rückkehr in die Familie angestrebt. Das Kind lebt demnach gleichzeitig in zwei Bezugsgruppen: Während der Woche in der Heimgruppe, übers Wochenende und im Rahmen der Familienarbeit in der Primärfamilie. Die Erzieher erlebt es als zusätzliche, professionelle Bezugspersonen neben den Eltern. In der Wohngruppe hat das Kind dadurch die Möglichkeit, andere Verhaltensmuster zu üben und andere Reaktionen der Mitmenschen zu erleben neben denen, die vielleicht mitauslösend für seine Verhaltensstörungen waren.

Einführung in die Arbeit mit Betagten im Heim

In Zusammenarbeit mit dem Institut für Angewandte Psychologie Zürich führt der Verein für Schweizerisches Heimwesen VSA den Kurs «Einführung in die Arbeit mit Betagten im Heim» wieder durch. Dieser Einführungskurs, der vom 24. Februar 1986 bis zum 3. November 1986 dauert (26 Montage zu je vier Stunden), richtet sich an folgende Interessenten:

- Personen ohne Heimerfahrung, welche sich im Sinne eines Zweitberufs auf die Übernahme eines Heims oder einer andern Institution zur Betreuung Betagter vorbereiten möchten
- Mitarbeiter von Alters- und Pflegeheimen in Kaderposition
- Vertreter von Heimträgerschaften und Mitglieder von Heimkommissionen, die sich mit der Problematik der Altersarbeit vertraut machen wollen
- Leiter/innen von Kleinheimen (Pensionen) der Betagtenpflege mit weniger als fünf Mitarbeitern (inklusive Heimleitung)

Der Einführungskurs bildet unter Umständen eine gute Vorbereitung auf den VSA-Grundkurs für Heimleitung.

Themenkreise:

Die Situation des alten Menschen

Körperliche Veränderungen im Alter

Psychische Veränderungen im Alter

Grundlegende Methoden der Betreuung alternder Menschen

Probleme der Animation

Kursort: Institut für Angewandte Psychologie Zürich, Merkurstrasse 20, 8032 Zürich.

Kursleitung: C. D. Eck, stellvertretender Direktor, und Max Moser, dipl. Psychologe, sowie weitere Mitarbeiter des Instituts für Angewandte Psychologie und Gastreferenten des VSA.

Kurskosten: Fr. 1900.–
9 % Ermässigung für Teilnehmer(innen) aus VSA-Heimen
3 % Ermässigung für Teilnehmer(innen) mit persönlicher VSA-Mitgliedschaft

Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Bewerber werden auf ihre Eignung überprüft (Mindestalter 25 Jahre). Folgende Kurstage (jeweils Montag von 09.00 bis 13.00 Uhr) sind vorgesehen:
24. Februar 1986: 10. und 17. März; 7., 14., 21. und 28. April; 5., 12. und 26. Mai; 2., 9., 16. und 23. Juni; 18. und 25. August; 1., 8., 15., 22. und 29. September; 6., 13., 20. und 27. Oktober; 3. November 1986.

Nähere Auskünfte und Kursunterlagen sind beim Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Telefon 01 252 49 48, erhältlich.

Anmeldeschluss: 4. Januar 1986

In der Sozial Pädagogischen Gemeinschaft tritt die Wiedereingliederung in die Familie, obwohl angestrebt, als Ziel etwas zurück. Das Kind soll *in der Gemeinschaft* ein ihm angepasstes Zuhause finden und kann dort bleiben bis zum Schulaustritt. Die Primärfamilie bleibt – wenn möglich – Bezugsgruppe in der Aussenwelt, das Kind bindet sich aber viel stärker an die neue Lebensgemeinschaft. Es verbringt dort auch einen Teil der Wochenenden.

Gezielte erziehungsbegleitende Massnahmen sind nicht therapeutische, sondern pädagogische Förderungsmassnahmen. Die erwachsenen Bezugspersonen sind wie im Familienorientierten Schulheim professionelle Mitarbeiter, die aber neben der Gemeinschaft ihr eigenes Privatleben führen. Diese Trennung ist nicht absolut zu sehen, werden doch viele Möglichkeiten zu Verbindungen hergestellt, die die Arbeitsbedingungen und die Beziehungen zu den Kindern vielfältiger gestalten. Damit kann zum Teil auch erklärt werden, weshalb die Mitarbeiterwechsel eher geringer sind als in herkömmlichen Heimen. So bleiben den Kindern dieselben Bezugspersonen über lange Zeit erhalten. Ein weiterer Faktor in diesem Zusammenhang ist wahrscheinlich auch, dass die Gemeinschaften, wie übrigens auch die Mitarbeiter im Familienorientierten Schulheim, getragen und gestützt werden durch die übergreifende Institution mit der zentralen Leitung, die als «Feuerwehr», als Koordinationsstelle, als Rückendeckung usw. wirkt und so mithilft, dass auch schwierige Kinder von der Gemeinschaft getragen werden und mit den Erziehern zusammenleben können, ohne dass die einzelnen Mitarbeiter psychisch überlastet werden.

Darin liegen wohl, im Unterschied zu den anderen beiden Institutionen, die grössten Schwierigkeiten fürs Zusammenleben in der Heilpädagogischen Grossfamilie. Die Familienmitglieder: Eltern, leibliche Kinder und Pflegekinder haben wenig Möglichkeiten, ausserhalb Entlastung vom psychischen Druck, der in der Familie entstehen kann, zu finden. Daraus ergibt sich auch die Notwendigkeit für die Eltern, die Kinder, die sie aufnehmen wollen, sorgfältig auszuwählen. Neben psychiatrischen und psychologischen Abklärungen und Überlegungen, ob das Kind in die Familie passt, ist hier vor allem die Sympathie von Bedeutung, gibt es doch nach der Aufnahme und dem Einleben in der Familie kaum mehr ein Zurück. Die Kinder werden denn auch einzeln aufgenommen, und das nächste jeweils erst, nachdem sich das zuletzt aufgenommene eingelebt hat.

Die Erfahrung der Grossfamilie zeigt, dass dieser Weg richtig ist. Die Eingliederung und Neuverwurzelung der Kinder gelang in fast allen Fällen. Die Heilpädagogische Grossfamilie versteht sich, im Gegensatz zum Familienorientierten Schulheim, als Ersatzfamilie. Die Kinder leben dort wie Pflegekinder bis zur Adoleszenz. Die «Ersatzeltern» sind ihnen sicher als dauernd sie begleitende erwachsene Bezugspersonen bis zum Eintritt ins selbständige Erwachsenenleben und darüber hinaus. Diese Aussicht schafft starke emotionale Bindungsmöglichkeiten und Verpflichtungen allerseits.

Es wird aber betont, dass es nicht genügt, diese Kinder mit schweren Verhaltensstörungen einfach im Familienalltag mitzunehmen. Es sind immer wieder besondere Erziehungsmassnahmen notwendig. Hier können sich Konflikte ergeben mit den leiblichen Kindern der Eltern: Die Pflegekinder fühlen sich strenger behandelt, zurückgestellt oder weniger geliebt. Gute Erfahrungen haben jene Eltern gemacht, deren eigene Kinder wesentlich jünger sind als die Pflegekinder. Die Heilpädagogische Grossfamilie hat, mehr als die anderen beschriebenen Gemeinschaften, die Chance, dem Kind eine lebensnahe neue Heimat zu geben. Andererseits ist die damit verbundene Belastung für alle Beteiligten auch entsprechend hoch.

Im besuchten Wohnheim für Erwachsene wurde versucht, schon bei der Planung und Realisierung die Bedürfnisse, die aus der Sicht der Bewohner an eine Gruppenwohnung gestellt werden, weitgehend zu berücksichtigen. Dazu erforderlich war eine gezielte Zusammenarbeit der Träger mit den Architekten und Planern. Heute bewährt sich die Konzeption mit Einzel- und Zweibettzimmern (teils mit zusätzlichem «Notbett» für Kurzaufenthalter), deren Ausstattung mit eigenen Kästen und Ablageflächen auch genügend Raum für den Privatbereich schafft. Auf die Erstellung eigener Schwimm- und Turnanlagen wurde bewusst verzichtet zugunsten grösserer Integrationsmöglichkeiten.

Das soziale Zusammenleben in den Wohngruppen ist geprägt durch die starke Durchmischung verschiedener Schweregrade der Behinderungen der Bewohner. Fünf der 39 Behinderten sind auf den Rollstuhl angewiesen, etwa die Hälfte kann sich sprachlich nicht ausdrücken. Diese Tatsache scheint sich nicht störend auf die Beteiligten auszuwirken. Im Gegenteil: Es werden viele Möglichkeiten zur gegenseitigen Hilfe genützt. Im Arbeitsbereich und dann vor allem im Freizeitbereich gibt es ausserdem genügend Möglichkeiten, den unterschiedlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten Rechnung zu tragen. Offensichtlich besteht vor allem in Sachen Freizeitgestaltung schon beinahe ein Überangebot. So müssen die Mitarbeiter einen Tag pro Woche ausdrücklich für gemeinsame Gruppenaktivitäten reservieren, damit das Gemeinschaftserleben nicht zu kurz kommt. Aber das ist angesichts des Erwachsenenalters der Behinderten auch nicht verwunderlich. Die Interessen werden vielfältiger und individueller, und wenn die Gelegenheiten zu deren Pflege gegeben sind, so werden sie auch genutzt, ganz im Sinne des Normalisierungsprinzips. Ein eigentliches Zusammenleben der Mitarbeiter und Bewohner wird nicht angestrebt. Die Selbständigkeit der Bewohner steht im Vordergrund.

Dieser Selbständigkeit sind jedoch auch Grenzen gesetzt. Das zeigen die berichteten Erfahrungen mit Versuchen des Wohnens ausserhalb des Wohnheims. Vor allem das beobachtete unterschiedliche Beziehungs- und Partnerschaftsverhalten der Geistigbehinderten – (ein Bereich, der übrigens auch im Wohnheim gefördert wird) – machen beim selbständigen Wohnen einen sehr grossen Betreuungsaufwand notwendig. Ein Versuch musste gar nach kurzer Zeit abgebrochen werden, weil sich die Partnerschaft der Betreffenden als zu unstabil erwies.

Ganz anders im Behindertendorf. Hier steht, wie erwähnt, das Zusammenleben der behinderten und nicht behinderten Bewohner im Vordergrund. Beide zusammen bilden, sowohl was das dörfliche als auch das häusliche Leben betrifft, eine einzige Gemeinschaft. Raum dazu bieten die verschiedenen Wohn-, Arbeits- und Gemeinschaftshäuser, die auch von aussen das Bild eines eigentlichen Dorfes entstehen lassen. Dieses Zusammenleben schliesst mit ein, dass ein breiteres Spektrum unterschiedlicher Bedürfnisse aufeinander abgestimmt werden muss. Durch die Dorfge-

meinschaft wird jedoch Freiraum für möglichst individuelle Lösungen gewährleistet, so dass jede Hausgemeinschaft ihren eigenen Stil verwirklichen kann. Zusammengehalten und in die übergreifende Dorfgemeinschaft eingefügt werden die Hausgemeinschaften durch die Ausrichtung auf die antroposophische Lebensphilosophie, die sowohl im Tagesablauf als auch im jahreszeitlichen Wechsel feste Rhythmen und eine harmonische Ordnung gewährleistet.

Dazu gehört auch die Gestaltung der Freizeit, die sich mit Ausnahme der Ferien und auswärtigen Besuchen sowohl für behinderte als auch für die nicht behinderten Bewohner in der Dorfgemeinschaft abspielt. Angestrebt und verwirklicht wird eine Ganzheit des häuslichen – sozialen mit dem kulturellen – religiösen Leben und der Arbeitswelt. Alle Bereiche werden gemeinsam und harmonisch aufeinander abgestimmt im Dorf gelebt. Ziel ist, dass sich jeder, sowohl die unterschiedlich stark behinderten als auch die nicht behinderten Bewohner, darin aufgehoben fühlen kann.

Diese Einheit und Ganzheit, so wird betont, kommt auch im Umgang mit der räumlichen und gegenständlichen Welt und der Natur zum Ausdruck. Die Ausgestaltung der Bauten, vor allem der Kirche, zeugen davon. Gearbeitet wird in der freien Natur (Garten- und Landbau) oder mit Naturmaterialien (Holz, Ton, Metall, Textilien usw.) in den entsprechenden Werkräumen. Nicht nur der Mensch und sein soziales Zusammenleben bilden eine Einheit, sondern auch der Mensch und die ihn umgebende Natur.

3. Fragebereich: Die Mitarbeiter

- Erfordert Ihr Konzept besondere Fähigkeiten und Einstellung oder eine bestimmte Lebensphilosophie von Ihnen als Mitarbeiter?
- Ist es für Sie schwierig, Mitarbeiter zu finden?
- Wie erleben Sie Ihre Arbeitsbedingungen?
- Welchen Einfluss haben die Arbeitsbedingungen auf Ihr Privatleben? Wie trennen Sie Arbeit und Freizeit?
- Welche Auswirkungen hat das Konzept auf die Zusammenarbeit unter den Mitarbeitern?
- Steht Ihre Arbeit in diesem Heim in direktem Zusammenhang mit dessen Konzept? Identifizieren Sie sich mit dem Heim?

Wesentliche Unterschiede in den besuchten Heimen finden wir auch auf der Ebene der Mitarbeiter, speziell im Hinblick auf folgende Merkmale:

- Verhältnis Berufsleben – Privatleben / Arbeitsbedingungen
- Persönlichkeit der Mitarbeiter / Anforderungen an die Mitarbeiter
- Lebensauffassung und Weltanschauung

Betrachten wir das Verhältnis von Berufs- und Privatleben, so finden wir einerseits die Mitarbeiter des Behindertendorfes und der HPG, die sich dafür entschieden haben, Berufs- und Privatleben nicht zu trennen, und andererseits die anderen drei Heime, die eine klare Einteilung in Arbeitszeit und Freizeit der Mitarbeiter aufweisen. Die erste Gruppe von Mitarbeitern hat sich langfristig für ein ganzheitliches Leben entschieden. Es ist nicht eine Entscheidung für einen bestimmten Arbeitsplatz, sondern für eine bestimmte Lebensform. Dies erfordert eine völlige Identifikation mit dem Konzept beziehungsweise der Idee, die hinter der Institution steht. Bei der zweiten Gruppe wird die pädagogische Tätigkeit eher als Beruf verstanden. Das Heim ist für den Mitarbeiter in erster Linie Arbeitsplatz und stellt nicht seinen einzigen Lebensbereich dar. Von den Mitarbeitern wird aber gleichwohl erwartet, dass sie sich voll und ganz engagieren und langfristig verpflichten.

Beide Lösungen können hohe Belastung und Überforderung der Mitarbeiter nicht ausschliessen: Bei Einheit von Arbeit und Privatleben kann es für die Mitarbeiter schwierig sein, sich den nötigen persönlichen Freiraum zu schaffen. Das dauernde Engagiertsein belastet nicht nur den einzelnen Mitarbeiter, sondern auch die Beziehung zum Partner und den eigenen Kindern. Die Verantwortung des Mitarbeiters für das Gesamte (nicht nur für einen Teilbereich) kann zeitweise zu einer so enormen Belastung werden, dass der Mitarbeiter überfordert ist. Dennoch äussern die Mitarbeiter des Behindertendorfes und der HPG, dass sie trotz ihrer strengen Arbeitsbedingungen aufs Ganze gesehen sehr zufrieden sind.

Aber auch bei Trennung in Arbeitsplatz und Freizeit kann es zu enormer Belastung, gar Überforderung, der Mitarbeiter kommen, ist die Arbeit doch sehr anspruchsvoll und die Arbeitszeit gross. Oft bleibt für die Freizeit kaum mehr Energie. Die Verteilung der Arbeitszeit auf Abende und teilweise auf Wochenenden erschwert soziale Beziehungen im Privatleben der Mitarbeiter. Mitarbeiter mit Familie können oft solche Arbeitszeitbedingungen aus Rücksicht auf ihre Familie nicht auf sich nehmen. Dies hat zur Folge, dass in diesen Heimen eher jüngere Mitarbeiter zu finden sind, die noch keine Familie haben (Wohnheim).

Von den grundlegenden Werten und Zielvorstellungen der Mitarbeiter kann gesagt werden, dass diese bei den Mitarbeitern in Institutionen mit Einheit von Arbeit und Leben weitgehend miteinander übereinstimmen müssen. Ist Berufs- und Privatleben getrennt, ist ein etwas breiteres Spektrum von Werten und Zielvorstellungen möglich, jedoch immer so, dass der Mitarbeiter die im Heim geltenden Grundentscheidungen akzeptieren kann.

Bei der Suche und Anstellung von Mitarbeitern verfahren alle fünf Institutionen auf ihre Weise:

Stehen bei den SPG pädagogische Ausbildung und Praxis im Vordergrund, so werden im Behindertenwohnheim Mitarbeiter mit verschiedenen Berufsausbildungen angestellt, was vor allem durch die Schwierigkeit bedingt ist, pädagogisch ausgebildete Mitarbeiter zu finden, die bereit sind, in einem Wohnheim mit erwachsenen Behinderten zu arbeiten. Hauptgründe für diese Schwierigkeit sind die Arbeitszeitregelung (häufiger Abenddienst) und die eingeschränkten pädagogischen Möglichkeiten bei erwachsenen Geistigbehinderten. So wird bei der Auswahl von Mitarbeitern, ausser auf die beruflichen Vorkenntnisse, vor allem auch auf die Fähigkeit zum Umgang mit Behinderten grossen Wert gelegt.

Im Familienorientierten Schulheim steht bei der Auswahl der Mitarbeiter die fachliche Kompetenz ebenfalls erst an zweiter Stelle. Entscheidend ist die Persönlichkeit des

Mitarbeiters und die Frage, ob er in das bestehende Team hineinpasst. So wird denn manchmal lieber etwas länger gewartet und weiter abgeklärt, als einfach einen Mitarbeiter anzustellen, damit die Lücke gefüllt ist.

Auch im Behindertendorf ist nicht in erster Linie die fachliche Qualifikation wichtig, um mitarbeiten und mitleben zu können. Vielmehr muss der Mitarbeiter die Lebensphilosophie der Camphill-Bewegung, nach der sich das Leben im Behindertendorf richtet, akzeptieren und mitleben.

Die Situation der HPG ist eine ganz andere. Es handelt sich nicht um eine Institution, die geeignete Mitarbeiter braucht, sondern um ein Ehepaar, das eine geeignete Form für seine Arbeit sucht. Das Ehepaar baut die HPG auf. Alles steht und fällt mit ihm. Gerade deshalb sind nebst einer belastbaren Persönlichkeit und einer gefestigten und tragfähigen Partnerbeziehung pädagogische Ausbildung und praktische Erfahrung mindestens eines Elternteiles wichtig.

4. Fragebereich: Die Strukturen

- Wie sieht die Organisationsstruktur Ihres Heimes aus? Inwiefern ist sie von Ihrem Konzept abhängig?
- Wie ist bei Ihnen der Informationsaustausch organisiert?
- Wie beurteilen Sie Ihren persönlichen Entscheidungsspielraum bezüglich Ihrer Aufgabe?
- Wie werden bei Ihnen Entscheidungen gefällt? Wissen Sie, wer was entscheidet?

Im Diskussionspunkt «Heimstrukturen» interessierten wir uns vor allem für die Einschätzungen und Erfahrungen der Mitarbeiter bezüglich Ihrer Möglichkeiten zur Einflussnahme auf Entscheidungen und Veränderungen im Heim und für das jeweilige Selbstverständnis der Leiter. Selbstverständlich ist damit das weite Feld der Strukturen nicht abgedeckt. Die im vorherigen Bereich «Mitarbeiter» angesprochenen Arbeitsbedingungen gehören beispielsweise wesentlich mit dazu. Doch gerade in bezug auf die eingangs erwähnten Inhalte (Handlungsspielraum und Leitungsverständnis) zeigen sich doch charakteristische Unterschiede in den besuchten Institutionen.

So bilden sicher die Heilpädagogischen Grossfamilien zu den gewohnten hierarchischen Heimstrukturen einen markanten Gegensatz. Die Erzieherpaare als Ersatzeltern der Pflegekinder sind nicht nur die zentralen Figuren in bezug auf die Beziehungsgestaltung und das eigentliche pädagogische Handlungsfeld. Sie sind genauso zentral bezüglich des angestrebten Konzeptes und der damit verbundenen Strukturen. Jede Familie wird ihrem Wesen nach als Einzelfall betrachtet. Unter Beachtung und Wahrung einer grösstmöglichen Autonomie versucht deshalb jede, die für sie optimalste Form des Zusammenlebens zu realisieren. Dazu zwingend notwendig ist ein grosser Handlungsspielraum, der durch Regeln und Vorschriften von aussen nicht beschnitten wird. Mit ihm steht und fällt die ganze Idee der Grossfamilie, so sind alle Beteiligten überzeugt. Ein Familienleben ist in seinem Grunde etwas Privates und Einmaliges und erträgt nur ein Minimum an Institutionalisierung. Das ist die grosse Chance, kann aber auch zugleich zu einer enormen Belastung werden. Jede Regelung und Veränderung hat immer eine pädagogische und auch eine partnerschaftliche Dimension, so zum Beispiel die Frage: Sollen die Eltern ihren freien Tag pro Woche gemeinsam oder getrennt planen und verbringen?

Hilfe von aussen kann in diesem Verständnis nur Supervisions- das heisst nicht bindenden Beratungscharakter haben. Nur so wird eigenständiges Wachstum erlaubt und zusammen mit der Bereitschaft zu einem offenen Austausch mit den anderen auch die notwendige Veränderbarkeit garantiert. Der einzig feste Rahmen wird den HPG, wie in allen anderen «Normalfamilien» übrigens auch, durch das Finanzbudget gesetzt, das in diesem Falle mit dem Verein vereinbart wird.

Eine ausgeprägte Institutionalisierung findet sich im Familienorientierten Schulheim. Obwohl auch da 4 von 6 Wohngruppen als eigentliche Grossfamilien organisiert sind, gibt es eine klar umschriebene zentrale Leitung, die als übergeordnete Instanz die letzte Verantwortung für das Ganze trägt. Das bedeutet für die betroffenen Elternpaare, dass sie sich nicht nur nach innen, sondern auch nach aussen in bezug auf die kompetente vorgesetzte Leitung zu orientieren haben. Dass dabei nicht unnötige Reibungsverluste entstehen, macht eine sehr genaue und manchmal auch zeitraubende Auswahl und Abklärung bei Neueinstellungen von Leiterehepaaren notwendig. Darauf legt der Leiter denn auch sehr grossen Wert. Die Bewerberpaare müssen sich nicht nur über die auf sie zukommenden Aufgaben mit der damit verbundenen grossen Verantwortung im klaren sein, sondern sich auch mit dem Konzept der ganzen Institution und den Vorstellungen des Leiters weitgehend identifizieren können. Damit soll letztlich vermieden werden, dass es dazu kommt, dass sich der Leiter und die Mitarbeiter bloss immer wieder darüber unterhalten, wo sie eigentlich nicht zusammenpassen. Das ist das Anliegen des Heimleiters. Andererseits geht es ganz wesentlich darum, eine grösstmögliche Stabilität zu sichern, bedeutet doch jeder Wechsel, dass ein eigentliches Familiengefüge auseinandergerissen wird.

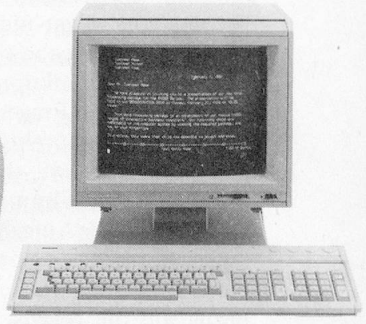
Dass zu deren Erhaltung auch der notwendige Handlungsspielraum gehört, das wird auch hier ganz klar gesehen. So sagt der Heimleiter über das Verständnis seiner Rolle: «Meine Aufgabe ist nicht, Entscheide zu fällen, sondern alles so vorzubereiten, dass wir gemeinsam fähig werden, Entscheide zu fällen.» Es geht ihm in erster Linie darum, als Koordinator die Leute zusammenzubringen und auch darüber zu wachen, dass einmal gefällte Entscheide auch eingehalten, das heisst eine gemeinsame Marschrichtung beibehalten wird. Das eigenverantwortete Handeln der Erzieher findet innerhalb klar umschriebener Grenzen statt.

Umfangreiche Handbücher mit Weisungen und Regeln, die sowohl das soziale Zusammenleben in den Gruppen und die pädagogische Zielsetzung betreffen als auch die organisatorischen und administrativen Abläufe festhalten (Kompetenzen, Mitsprache, Mitbestimmung, Kontrollfunktion usw.), sind Bestandteil dieser Grenzen in den Sozial Pädagogischen Gemeinschaften. Eine klare hierarchische Gliederung durch die gesamte Institution bis in die Wohngemeinschaften bestimmt in diesem Beispiel das Gefüge der Mitarbeiter. Wenn diese Strukturen auch denen herkömmlicher Heime in etwa entsprechen, so wird trotzdem berichtet, dass die Erzieher das Gefühl eines grossen

Philips Spital-Computer

Damit heilen die Wunden von Spitalverwaltungen ohne Komplikationen.

Ein Computer speziell für die vielfältigen Aufgaben einer Spitalverwaltung? Den gibt's in der Tat. Von Philips.
Das Programmpaket dazu heisst «HOSPITAL». Philips hat es in Zusammenarbeit mit Dutzenden von Schweizer Spitälern aller Grössen entwickelt, die es seither mit Erfolg anwenden.
Philips bietet auch Ihrem Spital Hand zu einer sicheren und kostengünstigen Lösung.



Bitte informieren Sie mich über den Philips Spital-Computer. SH

Name: _____

Vorname: _____

Firma: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____

Coupon einsenden an: Philips AG, Data Systems BCS, Postfach, 8027 Zürich, Telefon 01 488 24 82.

Philips. Die sichere Technologie.

PHILIPS

Jäggi

Handlungsspielraumes haben und sich auch in einem hohen Mass mit ihrer Gruppe und der Institution identifizieren. Das könnte unserer Meinung nach eine Auswirkung des dezentralisierten Wohnens sein: Die Wohngruppe und damit der jeweilige Zuständigkeitsbereich der Mitarbeiter sind überschaubar. Damit steigt offenbar auch das Gefühl «sein eigener Herr und Meister» zu sein. Der Heimleiter, und das entspricht offenbar auch ganz seinem eigenen Selbstverständnis, wird als Stütze im Hintergrund erlebt, der bei Bedarf rund um die Uhr verfügbar und erreichbar ist.

Eine ähnlich klare hierarchische Grundstruktur ist auch im Wohnheim für die erwachsenen Behinderten wiederzufinden. Allerdings lässt sich hier überlegen, welche Formen der Organisation bei der Verwirklichung des angestrebten teilselbständigen Wohnens denkbar sind. Im Sinne des Normalisierungsgedankens ist es im Erwachsenenleben nicht mehr die Familie, die die Form des Zusammenlebens prägt – unter der Voraussetzung, dass es nicht zur Gründung einer eigenen Familie kommt. Hier wird vielleicht einmal eine Art Wohngemeinschaft (WG) mit behinderten und nicht behinderten Mitgliedern, wie es sie für Körperbehinderte bereits gibt, entstehen.

Im besuchten Behindertendorf bilden die Strukturen einen wesentlichen Teil der gesamten Idee des Zusammenlebens im Sinne einer neuen sozialen Ordnung. Eine eigentliche Leitung gibt es gar nicht. Jeder Mitarbeiter erfüllt neben seiner Hauptaufgabe (im Haus, Atelier, Bauernhof usw.) eine wichtige Funktion als Mitglied in Gruppen, die sich mit allgemeinen Fragen befassen. Die ganze Gemeinschaft «leitet» sich dadurch gewissermassen selbst. Das hat den grossen Vorteil, wie die Betreffenden berichten, dass sich die Mitglieder in immer wieder anderen Gruppen, bei der Lösung anderer Aufgaben kennenlernen und dadurch auch auf eine andere Art erleben können. Andererseits stellen diese Strukturen an die Beteiligten hohe Anforderungen in bezug auf die gegenseitige Toleranz, die Fähigkeit zum gemeinsamen Konfliktlösen und die Offenheit. Eine Voraussetzung, dass diese Art der «Selbstverwaltung» funktioniert, ist nämlich, dass immer wieder ein Konsens gefunden werden kann, mit dem sich auch alle wirklich identifizieren können. Eine Aufgabe, die durch die grosse Zahl der Beteiligten nicht immer leicht zu lösen ist. Das bestätigten alle unsere Gesprächspartner.

5. Fragebereich: Das soziale Umfeld des Heimes

- Inwiefern sind die Eltern der Behinderten in das Heimleben einbezogen?
- Wie gestalten Sie den Kontakt zu Ihrer Nachbarschaft? Was wird von Ihrer Seite unternommen, was läuft ohne Einflussnahme?
- Wie reagiert die unmittelbare Nachbarschaft auf das Heim? Wie die weitere Öffentlichkeit (Gemeinde, IV, Fachkreise)?

Betrachten wir die Beziehungen des Heimes nach aussen, so erweisen sich zwei Bereiche als von besonderer Bedeutung: Die Beziehungen des Heimes zu den Eltern der Behinderten und die Beziehungen des Heimes zu seiner Nachbarschaft.

Die Beziehungen zwischen Heim und Eltern

Der Kontakt mit den Eltern wird in allen fünf Institutionen als wichtig erachtet. Dennoch haben die Beziehungen zwischen Heim und Eltern in den verschiedenen Institutionen unterschiedliche Stellenwerte und Formen. Wo die Reintegration des Kindes in die Familie das Ziel ist (Familienorientiertes Schulheim) oder diese nach Möglichkeit angestrebt wird (SPG), sehen die Beziehungen zwischen Heim und Eltern anders aus als dort, wo ein langfristiger Heimaufenthalt die Regel ist (HPG, Behindertenwohnheim, Behindertendorf). Hierbei ist zu beachten, dass im Wohnheim und im Behindertendorf erwachsene Behinderte leben.

In diesem Zusammenhang äussern die Mitarbeiter des Behindertendorfes die Vermutung, das Wichtigste für die Eltern sei, ihr «Kind» gut «versorgt» zu wissen. Sie gründen ihre Vermutung auf der Erfahrung, dass die Eltern nur geringes Interesse am Dorfleben zeigen, obwohl sie eingeladen sind, daran teilzunehmen. Aber auch die Tatsache, dass das Behindertendorf etwas abgelegen ist, kann eine Kontaktbarriere darstellen.

Anders sieht die Situation beim Wohnheim für erwachsene Geistigbehinderte aus. Da ja dieses Heim aufgrund der Initiative der Elternvereinigung zustande gekommen ist, zeigen sich die Eltern am Heimleben auch entsprechend interessiert. Es ist ihnen wichtig zu wissen, was im Heim geschieht, und die Möglichkeit zu haben, gegebenenfalls Einfluss nehmen zu können. Auf diese Weise entsteht ein besonderer Kontakt zwischen Wohnheim und Eltern. Heim wie Eltern geht es dabei um das Wohl der Behinderten. Worin das aber besteht, und wie es zu erreichen sei, das versuchen Heim und Eltern immer wieder gemeinsam herauszufinden.

Dabei bringen Eltern und Betreuer unterschiedliche Voraussetzungen mit ein: Die Eltern sind meist bereits etwas älter, haben Lebenserfahrung, neigen eher zu Sicherheit, und vor allem sind sie Eltern, und es ist *ihr* Kind, das im Heim lebt. Demgegenüber sind die Betreuer jung, haben weniger Lebenserfahrung, sind spontan und offen für Neues, und sind im Gegensatz zu den Eltern Berufserzieher. Diese Voraussetzungen gilt es zu kennen. Dann können sich Eltern und Betreuer gegenseitig besser verstehen, und es wird möglich, gemeinsam Lösungen zu finden.

Hervorzuheben ist hier noch die besondere Situation des Heimleiters: Er erlebt die Eltern nicht nur als Eltern eines Behinderten im Heim, sondern über die Trägerschaft des Heimes auch als seine «Vorgesetzten».

Der Kontakt zwischen den Heilpädagogischen Grossfamilien (HPG) und den leiblichen Eltern des Kindes steht unter dem Vorzeichen, dass die HPG eine Ersatzfamilie ist. Sehr leicht wird es deshalb möglich, dass die leiblichen Eltern die Eltern der HPG als Rivalen erleben. Dies wollen die Eltern der HPG verhindern, indem sie sich von Anfang an bemühen, mit den leiblichen Eltern eines Kindes einen guten Kontakt aufzubauen und zu pflegen. Sie beginnen damit schon vor der Aufnahme des Kindes. Keine Aufnahme kommt ohne Einverständnis der Eltern für eine langfristige Plazierung eines Kindes in der HPG zustande.

Aber natürlich entstehen die Schwierigkeiten meist erst einige Zeit nach der Aufnahme des Kindes. Es ist dann wichtig zu versuchen, diese Schwierigkeiten gemeinsam zu bewältigen. In Idealfällen stellt sich langfristig zwischen den leiblichen Eltern und der HPG ein guter Kontakt ein. Die Eltern kommen ab und zu in die HPG zu Besuch (beispielsweise am Geburtstag ihres Kindes), oder das Kind geht zu ihnen zu Besuch und in die Ferien.

Die Sozial Pädagogischen Gemeinschaften (SPG) erwarten schon vor der Aufnahme eines Kindes, dass das Kind und seine Eltern mit ihnen in einen guten Kontakt treten können. Im Hinblick auf die von den SPG angestrebte mögliche Reintegration des Kindes in die Familie spielt der Miteinbezug der Eltern ins Leben der SPG eine wichtige Rolle. So werden Eltern, denen die elterliche Gewalt zusteht, aktiv an der Förderung und Erziehung ihrer Kinder engagiert und zur Mitverantwortung beigezogen. Eltern, denen die elterliche Gewalt entzogen wurde, sollen nach Möglichkeit für die Arbeit der SPG sensibilisiert und vielleicht auch allmählich engagiert werden.

Der Kontakt zwischen Heim und Familie ist insbesondere beim Familienorientierten Schulheim von entscheidender Bedeutung. Die dem Heimkonzept zugrunde liegende familiendynamische Sichtweise, wonach Konflikte in der Familie wesentliche Gründe für die Heimunterbringung eines Kindes sind, verleiht dem Einbezug der Eltern und Geschwister in den Entwicklungsprozess des Kindes im Heim einen zentralen Stellenwert. Die Eltern sollen spüren, dass sie für Veränderungen bei ihrem Kind wichtig und mitverantwortlich sind, dass also nicht nur sie auf die Hilfe des Heimes, sondern auch das Heim auf ihre Mitarbeit angewiesen ist. Es wird deshalb vom Heim bei jeder Aufnahme zur Bedingung gemacht, dass sich die Eltern bereit erklären zu regelmässigem Kontakt mit den Erziehern und zur Teilnahme an den zweimal jährlich stattfindenden gemeinsamen Besprechungen zwischen Eltern, Heimleiter, Erzieher, Lehrer, Therapeut und Versorger. Erwünscht wird die Teilnahme der Eltern an gemeinsamen Unternehmungen (Ausflüge, Skilager).

Im so entstandenen gegenseitigen Kontakt wird versucht, gemeinsam einen geeigneten Umgang mit dem schwierigen Kind zu finden. Ziel ist es, die Eltern zu befähigen, ihre Erziehungsaufgabe vermehrt wieder selber wahrnehmen zu können. In keinem Fall stehen die Erzieher anstelle der Eltern, und sie geben sich auch nicht als die «besseren Eltern» zu verstehen. Das Kind soll immer wissen, wer seine Eltern sind. Auf diese Weise wird versucht, die Konflikte zwischen Eltern und Heim möglichst gering zu halten, damit das Kind von unnötigen Loyalitätskonflikten verschont bleibt. Neben der beschriebenen Form von allgemeiner Familienarbeit, die bei jeder Heimplazierung zur Anwendung kommt, führt das Heim als spezifische Form der Familienarbeit die bereits erwähnten Familientherapien durch.

Die Beziehung der Heime zur Nachbarschaft

Das Spektrum der Integriertheit ins Umfeld (Dorf, Quartier, Nachbarschaft) reicht von der fast vollständigen Eingliederung der Heilpädagogischen Grossfamilien ins Dorfleben bis zur selbstgewählten «Isolation» des Behindertendorfes, das als autonome soziale Gemeinschaft wenig auf Aussenkontakte angewiesen ist.

Die Heilpädagogische Grossfamilie hat durch ihre Familienstruktur ohne sichtbare übergeordnete Institution gute Chancen, von der Dorfbevölkerung akzeptiert und ins Dorfleben aufgenommen zu werden. Die anfänglich skeptisch beobachtende Haltung der Ortsansässigen gegenüber den Neuzugezogenen, die «abnormale» Kinder bei sich aufziehen und bei welchen der Vater keiner regelmässigen Erwerbstätigkeit auswärts nachgeht, ist mit den Jahren einer wohlgesinnten Grundstimmung gewichen, so wird übereinstimmend berichtet. Einerseits ist die erfreuliche Entwicklung auf die günstigen Voraussetzungen zurückzuführen: die Grossfamilie ist auf die Nachbarn im Dorf angewiesen; Kontakte werden durch den alltäglichen Verkehr (einkaufen, Post usw.) erleichtert; die Kinder gehen im Dorf (in die zwar eigene) Sonderschule, die auch von einzelnen Dorfkindern besucht wird, einige besuchen die öffentliche Normalschule; die Grossfamilie kann als «Familie» von den Nachbarn «begriffen» werden und verliert so einen Teil des Sonderstatus; durch Gartenarbeit, Kleinhandwerk und Kleintierhaltung entstanden Beziehungen gewissermassen «über den Gartenzaun». Andererseits musste die Akzeptanz bei der Dorfbevölkerung auch bewusst gesucht und gefördert werden: Durch Mitmachen von Kindern und Erwachsenen in den Dorfvereinen, durch Pflege der Bekanntschaften der Kinder zu Dorfkindern, durch Einbezug von Dorfbewohnern in den Grossfamilienalltag (Aushilfen usw.).

Am anderen Ende des Spektrums anzusiedeln ist das Camphill-Behindertendorf, das Integration vor allem im Dorf selbst anstrebt und ein möglichst vielfältiges Dorfleben anbieten will. Durch dorfeigene Einrichtungen wie Café, Schwimmbad, Kirche, Friedhof, Gemeinschaftshaus mit Saal; durch die verschiedenen Werkstätten und den Landwirtschaftsbetrieb wird die Gemeinschaft relativ unabhängig von Aussenkontakten. Weitgehende Selbstversorgung und die Gestaltung eines vielfältigen Lebens als sozialer Organismus sind Ziele, die auf den Ideen der geistigen Ahnen der Camphill-Bewegung Robert Owen und Rudolf Steiner aufbauen. Das Behindertendorf wird durch diese Organisation und durch den geistigen Zusammenhalt durch die Ideen der Camphill-Bewegung sozusagen zu einer geschlossenen Institution ohne Mauern. Die regelmässigen Aussenkontakte beschränken sich aufs Notwendige (Post, Arzt usw.), auf befreundete Institutionen und Familien, auf den Verkauf der Produkte aus den

★ Vakuum-Verpacken zahlt sich aus ★

Rotamat-Pico
★ Kammergerät für Portionen, portabel, Fr. 1950.–

Rotamat-2000
★ auch für Grosspackungen, portabel, Fr. 2650.–

Vakuum-Beutel
★ Expressversand, preiswert, beste Qualität, Mengenrabatte

Rotavac Apparatebau, Goldackerweg 16, 8047 Zürich, Tel. 01/492 91 12

eigenen Werkstätten in der nahegelegenen Stadt (eigener Laden) und auf dem Wochenmarkt der Nachbargemeinde.

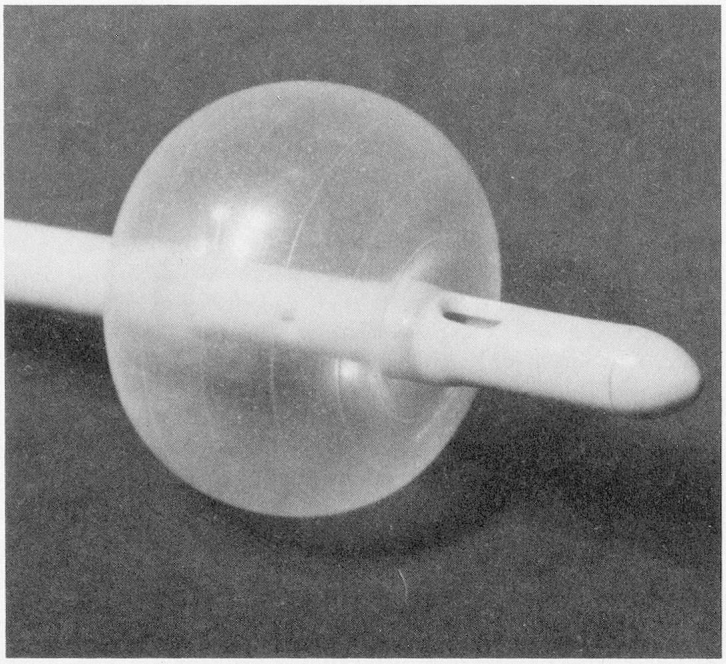
Die Anstrengungen der anderen besuchten Heime zielen alle auf weitgehende Integration in die jeweiligen örtlichen Verhältnisse ab, wobei diese Integration nur soweit gehen darf, wie sie keine kontraproduktive Wirkung für die Betreuten und für die Umgebung hat. Ein optimales Gleichgewicht zwischen Integration und Spezialmassnahmen wird angestrebt.

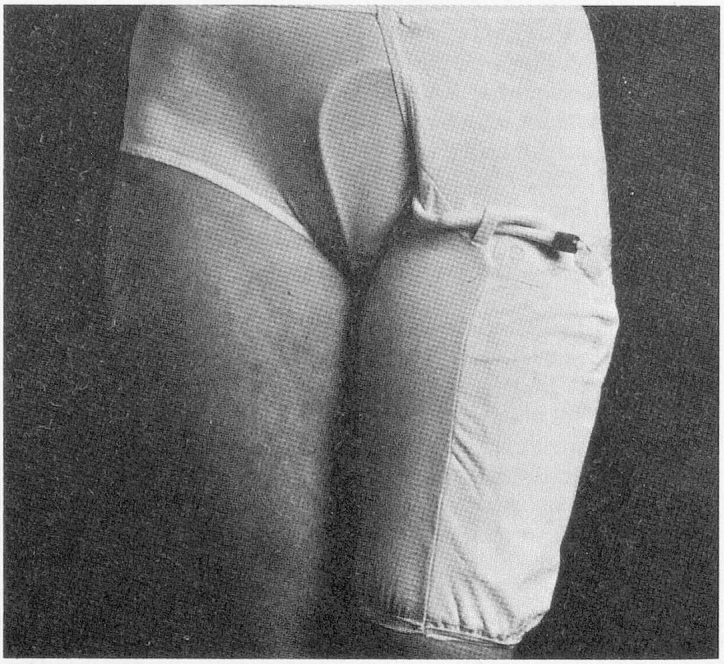
Das drückt sich in der Praxis etwa darin aus, dass Schule und Arbeitsplatz vom Wohnbereich getrennt sind. Auf diese Weise entsteht ein Schul- bzw. Arbeitsweg für die Behinderten. Sie kommen «unter die Leute» und werden den Nachbarn bekannt. Um jedoch den notwendigen Schutz zu gewährleisten, werden je nach Bedarf Begleiter eingesetzt. Schon bei der baulichen Konzeption zweier Institutionen wurde bewusst auf eigene Sportanlagen verzichtet. So benützen die Behinderten regelmässig öffentliche Turnhallen und Schwimmbäder. «Unsere Behinderten sollen dort schwimmen gehen, wo auch die übrige Bevölkerung schwimmen geht», sagt dazu der Leiter des Wohnheimes für Erwachsene.

Sowohl die Sozial Pädagogischen Gemeinschaften als auch die Gruppen des Familienorientierten Schulheimes leben in kleinen Wohnkollektiven von maximum 10 Personen dezentralisiert in verschiedenen Gemeinden. Durch die übergreifende Institution kommen sie in den Genuss der Vorteile einer grösseren Institution (Verwaltung, Aussenbeziehungen usw.). Sie vermögen aber den Grad der Integriertheit der Heilpädagogischen Grossfamilien in der Regel nicht zu erreichen, da sie zwar in familienähnlichen Gruppen leben, aber eben nicht die innere Struktur und die Stellung einer «richtigen» Familie gegen aussen haben (SPG). Sie werden teilweise von Mitarbeitern geleitet, die ihr Privatleben ausserhalb der Institution verbringen. Ein Wechsel der Betreuer ist möglich, ohne das Gesicht der Gemeinschaft grundlegend zu verändern.

*

Die Kinder dieser Gemeinschaften sind «Verhaltensgestörte». Dem Ausgestossenwerden durch die Nachbarschaft muss stetig durch Anpassung an Gebräuche und Wünsche (zum Beispiel Hausordnung in der Blockwohnung) der unmittelbaren und weiteren Nachbarschaft entgegengearbeitet werden.





GRAUBA

100% SILIKON

Katheter mit verstärktem Ballon
Sonde avec ballon renforcé

Grauba AG
Solothurnerstrasse 91
4008 Basel

Telefon
061 - 35 26 66

GRAUBA

NETTI

mit Tasche für Urinbeutel
avec poche pour l'urinal

Grauba AG
Solothurnerstrasse 91
4008 Basel

Telefon
061 - 35 26 66